

Wenn der Chef zu nahe kommt

Sex gegen Karriere: So lautete das Versprechen von Filmproduzent Harvey Weinstein. Viele Frauen erleben im Beruf heikle Situationen mit Vorgesetzten. So auch ich. *Ein Erfahrungsbericht von Claudia Schumacher*

«Was für ein unglaubliches Schwein!», schrieb Michèle Binswanger, bekannteste Schweizer Gesellschaftsjournalistin, über Harvey Weinstein, als die *New York Times* gerade ihre Enthüllungsgeschichte über dessen übergriffiges Verhalten gegenüber Frauen veröffentlicht hatte. Da gab es noch keine Vergewaltigungsvorwürfe – die den Fall natürlich zu einem besonderen Härtefall machen –, es ging zu diesem Zeitpunkt um sexuelle Belästigung und Erpressung von Frauen mit Aussicht auf Karriereförderung. Binswanger schien aus allen Wolken zu fallen. Und ich dachte: «Ernsthaft? Was ist denn daran <unglaublich>?»

Schwein oder Nichtschwein, das ist bei Weinstein nicht mehr die Frage. Interessanter ist, was wir aus seinem Fall lernen. Und je mehr wir ihn zu einem unerhörten Einzelfall stilisieren, desto weniger lernen wir. Mini-Weinsteins lauern hinter jeder Ecke. Und Frauen, die zu Opfern ihrer Avancen werden oder aber mitspielen und sich Vorteile verschaffen, muss man auch nicht lange suchen. Es gibt sie – vermutlich – in jeder Branche. Aber es ist wie beim Thema Doping im Sport oder Korruption in Politik und Wirtschaft: Obwohl omnipräsent, kommt die gesellschaftliche Diskussion kaum über das Aufgeilen am Einzelfall hinaus.

Softpornografische Fotografien

«Wir könnten genauso gut Praktikantinnen in der Medienbranche zu ihren Erfahrungen befragen», kommentierte ich also Binswangers Kommentar. «Aber über solchen Dreck kann man ja leider erst reden, wenn man's <geschafft> hat.» Als mir daraufhin mehrere Frauen zustimmten, fragte ich mich selbst, wie lange wir noch warten wollten, um über die Situation in unserer eigenen Branche zu sprechen. Einige Frauen schrieben mir ihre Erlebnisse, eine wollte telefonieren – aber veröffentlicht sehen wollten sie ihre Geschichten nicht. Eine Journalistin schrieb: «Ein Medienjournalist, dem mehrere solcher Fälle bekannt waren, hat recherchiert. Ist aber daran gescheitert, dass die Frauen nichts sagen wollten. Was ja auch verständlich ist.» So läuft es auch bei den «me too»-Hashtags in den sozialen Medien ab. Auch Journalistinnen zeigen sich betroffen, aber es bleibt recht vage, warum – was ich natürlich sehr gut verstehen kann.

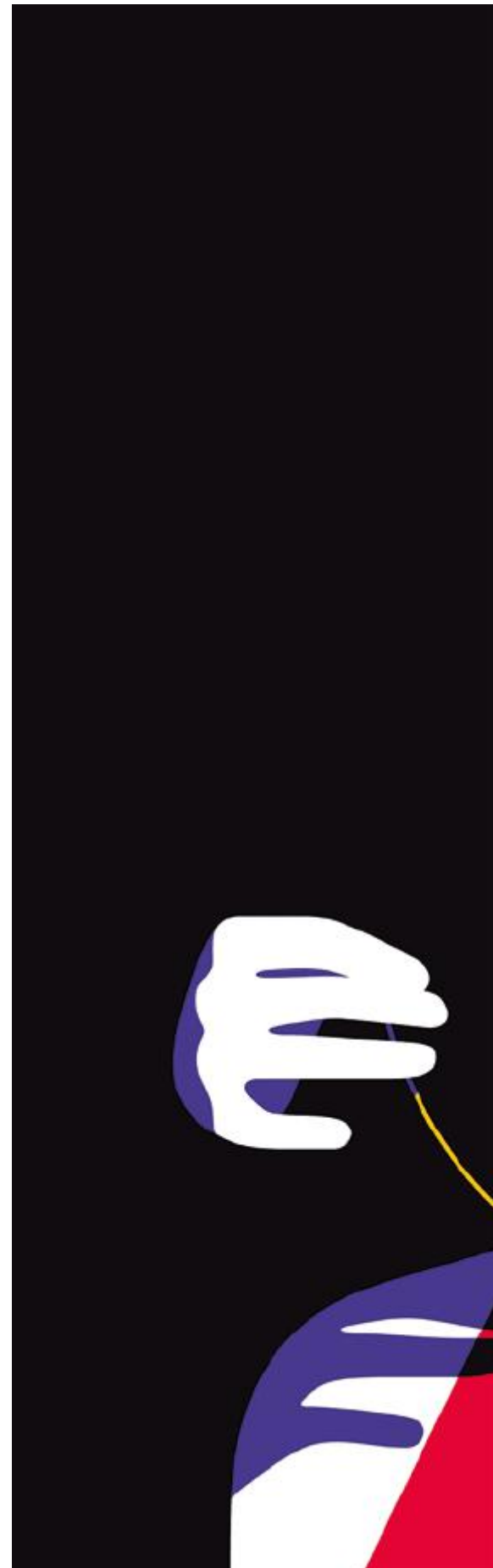
Wenn keine redet, ist aber niemandem geholfen. Ich arbeite seit zwölf Jahren im Journalismus; seit fünf Jahren in Festanstellungen. Vielleicht muss das an Sicherheit genügen. Auch auf die Gefahr hin, dem Vorwurf ausgesetzt zu werden, mich zu wichtig zu nehmen oder mir zu geil vorzukommen: Hier meine eigene Geschichte, die vielen anderen Frauen aufgrund ihrer Erfahrungen wohl bekannt vorkommen dürfte. Es soll hier bewusst nicht um Einzelfälle gehen, und niemand soll an den Pranger gestellt werden. Die Hexenjagd nach den Schuldigen lenkt nur vom eigentlichen Thema ab, das uns alle betrifft.

Keine für den Fahrstuhl

Es gab da diesen Tag vor zwei Jahren, als ich von einem Lokalradiosender zu meiner Arbeit und meinen Erfahrungen im Journalismus interviewt wurde – und ich mich wieder einmal mitschuldig machte. Denn ich wurde gefragt, ob ich schon einmal Anzügliches im Büroalltag erlebt hätte. Ich sagte einfach, nein, ich hätte keine Erfahrungen mit Sexismus gemacht. Und so hatte ich das Thema schnell abmoderiert. Eine Freundin rief mich danach an und gratulierte mir zu meiner «sexy Stimme» in dem Interview. Ich war stolz auf mich, hatte ich doch unkompliziert und umgänglich gewirkt und offenbar auch attraktiv: Wenn das nicht die ideale Arbeitnehmerin ist! Eine, die bei den entscheidenden Themen zu schweigen weiss.

In Wahrheit hätte ich da aber ein paar deftige Geschichten zu erzählen gehabt. Etwa die von dem Feuilletonisten, dem ich als Praktikantin unterstellt war, und der mich zu softpornografischen Fotografien überreden wollte. Oder die von dem Mitglied einer Chefredaktion, das mich massiv unter Druck setzte, mit ihm intim zu werden – wohlgerne auf sehr geschickte, manipulative und schlecht nachweisbare Art und Weise. So brüllte mich der Mann etwa hinter verschlossener Bürotür zusammen und drohte mir mit Entlassung, nur um dann wieder ganz weich zu werden – und mir bei ausgestreckter Hand die Chance zu geben, es «wiedergutzumachen»: Warum nicht heute Abend, nach der Arbeit, bei ihm zu Hause?

Auch immer eine Erzählung wert sind die Erlebnisse auf Partys mit Kollegen, wo Frauen schnell einmal fremde Hände an Körperstellen spüren, die sie bislang für privat hielten. Im ei-



Schwein oder Nichtschwein, das ist hier nicht mehr

nen oder anderen Medienhaus gibt es Frauen, die aus ebendiesem Grund an den Betriebsfesten nicht mehr teilnehmen. Und es gibt Magazine, die eigentlich sehr interessant sind und



die Frage.

für die man gerne schreiben würde – wüsste man nicht, dass dem Chefredaktor ein gewisser Ruf vorausseilt, junge Frauen anzugraben und ihnen im Fall einer renitenten Verweige-

runghaltung das Leben schwer zu machen. Die saftigsten Geschichten erlebt man als Praktikantin. Je weniger reale Macht, desto mehr glauben manche Männer offenbar an ihr

geschlechtseigenes Recht, Frauen auf ihren Körper zu reduzieren. Und über diesen Körper zu verfügen.

Wenn Sie ein Mann sind, denken Sie jetzt vielleicht, Sie würden es niemals so weit kommen lassen. Hätten jeder blöden Kuh, die Sie sexuell belästigen wollte, einfach ein: «Fick dich selber!» ins Gesicht geschleudert. Möglich. Ein Freund von mir, der Schauspieler ist, hat das in jungen Jahren einmal gemacht, als eine unattraktive, schmierige Theaterregisseurin ihm eine Rolle gegen Beischlaf anbot. Das Entscheidende hier ist aber, dass mein Freund trotzdem am längeren Hebel sass: Er ging dann einfach zum nächsten männlichen Regisseur. Zu den 99,9 Prozent der Regisseure, die männlich sind. Und dann konnten sie gemeinsam über den Vorfall lachen.

Was aber passiert mit einer Frau, die ungemütlich wird, wenn ihr ein Mann zu nahe

Was aber passiert mit einer Frau, die ungemütlich wird, wenn ihr ein Mann zu nahe kommt?

kommt? Die gilt als schwierig. Schreit sie auf, sobald sie einer anfasst, ist sie eine potenzielle Denunziantin. Wer weiss denn überhaupt, ob sie die Wahrheit sagt? Da muss ja jeder werte Herr um seinen Ruf fürchten, bei so einer. «Die stellen wir besser nicht bei uns an», denken die Herren in den Verlagshäusern der Zeitungen. «Das ist so eine, mit der man nicht einmal unverkrampft in einen Fahrstuhl steigen kann, ohne danach eine Vergewaltigungsklage am Hals zu haben. Die macht nur Ärger!» – So in etwa lassen sich die Befürchtungen der schweigenden Frauen zusammenfassen.

Rechts wie links

Das Verrückte ist, dass der Reflex, Frauen auf ihre Sexualität zu reduzieren, auch aus unvermuteter Ecke kommt. Harvey Weinstein war in der öffentlichen Wahrnehmung ein linksliberaler Frauenförderer. Das Links-rechts-Schema greift beim Thema sexuelle Belästigung noch weniger als bei vielen anderen Themen. Ich habe aus beiden politischen Ecken Angriffe auf mein Frausein erlebt; wobei ich sagen muss, dass ich die von Linken und von Feministinnen als besonders schmerzhaft erlebt habe – vielleicht, weil ich Angriffe von dort aus lange nicht habe kommen sehen; und dann noch stärker die Schuld bei mir selbst suchte. Der unerwartete Schlag trifft immer am härtesten.

Meine journalistische Laufbahn begann ich nach der Schule in einer Lokalredaktion. Von Tag eins an hatte eine dezidiert linke, feministische Feuilletonkollegin ein Problem mit meinem Aussehen. Es regnete spitze Sprüche über meine angebliche Naivität und geistige Einfachheit, gerne im Beisein des Chefs. Dabei

hatte ich an der Schule zu den Jahrgangsbesten gehört. Pikanterweise kam die feindselige Redaktorin ab Tag zwei meines Praktikums selbst deutlich aufwendiger gestylt zur Arbeit. Lippenstift, Accessoires – gewaschene Haare! Die Feministin reduzierte die Jüngere auf ihre Sexualität – und wollte gleichzeitig mit ihr konkurrieren. Etwas, das ich häufiger beobachtet habe: Frauen, die sich am stärksten am Aussehen anderer Frauen aufhängen, sind oft Feministinnen beziehungsweise Frauen, die ihr eigenes Aussehen scheinbar vernachlässigen und eine klassische Weiblichkeit rigoros ablehnen – um dann aber jeder anderen giftig zu begegnen, die sie als attraktiver empfinden.

Was aber passiert, wenn ältere Kolleginnen die Mentorinnenrolle verweigern? Klar: Sie überlassen die jungen Dinger den Männern.

Mich verunsicherte das Verhalten der älteren Redaktorin, deren Anerkennung ich mir eigentlich wünschte. Also tat ich etwas, was ich später auch bei anderen jungen Journalistinnen sah: Um nicht weiter auf meine Optik reduziert zu werden, gab ich mir redliche Mühe, hässlich zu sein. Es folgten Jahre der äusserlichen Vernachlässigung in dem Wunsch, doch auch ein bisschen als Intellektuelle durchzugehen.

Allerdings ist das ein schlechter Hütchenspielertrick, der niemanden täuscht. Eine junge Frau bleibt eine junge Frau, ob nun hübsch hergerichtet und sportlich oder mit ein paar Pfunden mehr und in schrulliger Kleidung: Es wird immer Männer und Frauen am Arbeitsplatz geben, die sie auf ihre Sexualität reduzieren, Männer, die sie belästigen, und solche, die sie ins Bett ziehen wollen.

Demütigung und Selbstzweifel

Wenn man als junge Journalistin den gleichaltrigen, männlichen Journalisten davon erzählt, heisst es schnell: «Hab dich nicht so. Dein Aussehen ist auch ein Riesenvorteil. Und überhaupt wirst du gefördert, weil du eine Frau bist.» Und dann steht man da, mit dem Praktikum oder mit der Stelle, die der männliche Kollege auch gerne hätte, aber nicht bekommen hat. Und man fragt sich selbst: «Werde ich nur wegen meines Aussehens gefördert?» Den Demütigungen im Berufsleben folgen häufig ernste Zweifel an den eigenen Fähigkeiten.

Gerade während des Studiums hatte ich mir grosse Mühe gegeben, schlecht auszusehen. Aber als ich mit Studienkollegen ein Campusmagazin gründete – ein Kraftakt, der mir den Schlaf raubte – und anschliessend von der zusammengerufenen Redaktion zur Chefredaktorin gewählt wurde, musste ich online in den Kommentarspalten zu den ersten Artikeln lesen, ich sei eine «Alibifrau». Das kam noch ein paarmal. In der Regel von linken Studentenvertretern, die irgendwie in ihrem Stolz verletzt waren, weil unser Magazin – anders als ihre Hochschulpolitik – ohne studentische Subven-

tionen auskam. Wenn es darum geht, Frauen ihre Intelligenz und ihre Fähigkeiten abzusprechen, ist man links wie rechts gerne zur Stelle.

Mit männlichen Lesern haben Journalistinnen übrigens eine spezielle Beziehung: Mitunter sind sie galant, schicken sogar Geschenke – aber schreibt man etwas, was ihnen missfällt, ist ein Reflex gewiss: Sie lassen die Journalistin in Leserbriefen und Kommentaren wissen, dass das Ausmass ihrer Dummheit unermesslich sei und dass sie ihren Job doch gewiss nur deshalb habe, weil sie mit jedem Vorgesetzten schlafe. Während gegen die Aussagen männlicher Journalisten argumentiert wird, werden Journalistinnen auch von dieser Seite aus gerne auf ihre Sexualität reduziert.

Natürlich gibt es Vorgesetzte, für die es tatsächlich ein Sport ist, junge Kolleginnen mit nach Hause zu nehmen. Und es gibt Journalistinnen, die an diesem Spiel durchaus interessiert sind.

Nett bleiben

Als mich der erwähnte Feuilletonist für seine Nacktfotografien gewinnen wollte – er ein Mensch bürgerlich-liberaler Gesinnung –, erzählte ich angewidert einer anderen Praktikantin davon. Sie sagte mir daraufhin leicht bedrückt, dass der das offenbar häufiger ma-

Dann gab sie dem Gespräch eine überraschende Wendung: «Mich hat er nicht gefragt.»

che, sie habe dasselbe von einer früheren Praktikantin gehört. Dann gab sie dem Gespräch eine überraschende Wendung: «Mich hat er nicht gefragt», sagte sie mit einer Schnute, «vielleicht bin ich nicht hübsch genug.» Dass es Frauen gibt, die an dem Spiel nicht teilnehmen können und andere darum beneiden, da unfreiwillig drinzustecken, ist auch eine komische Tatsache.

Auch wenn ich mich vor dem Feuilletonisten nicht auszog, blieb ich nett zu ihm. Und das, obwohl er mir im Büro schräg gegenüber sass, mit offenem Hosenladen, und obwohl er einen chauvinistischen Spruch nach dem anderen klopfte. Ich ahnte, dass er – sofern ich freundlich bliebe – am ehesten geneigt sein würde, mich einmal einen grösseren Text schreiben zu lassen.

Natürlich ist der Mann in dem Spiel nicht immer der Täter und die Frau nicht immer das Opfer. Ich hatte Mentoren, die mir eines Tages mit Begehrlichkeiten und auch mit Gefühlen entgegentraten, die nicht mehr rein professionell waren. Aber auch ich selbst bin in meinen ersten Berufsjahren bei mindestens zwei meiner Vorgesetzten in romantische und erotische Träumereien verfallen. Es gibt etwas auf der archaischen Mann-Frau-Ebene, was sich auch im noch so zivilisierten Alltag nicht leugnen lässt

und was die meisten kreativ schaffenden Frauen – wozu ein Teil der Journalistinnen gehört – sich wünschen: Sie wollen verstanden werden. Gefühlt werden. Oder, wie es so schön in der Bibel heisst: erkannt werden. Das Erkanntwerden hat eine erotische Komponente, seit es Männer und Frauen gibt. Um es noch problematischer auszudrücken: Der Mensch will von anderen Menschen begriffen werden. Frauen wollen von Männern begriffen werden, und Männer wollen Frauen begreifen.

Schummrige Grauzonen

Ist man ehrgeizig und nimmt das Schreiben ernst, dann versteht einen vielleicht mit etwas Glück ein guter Vorgesetzter eines Tages besser als jeder andere. Was einen Rattenschwanz an Problemen nach sich ziehen kann. Wer dann am Ende der Täter und wer das Opfer ist, sollte die Situation ins Körperliche kippen, schwimmt mitunter in einer schummrigen Grauzone.

Haben sich die Zeiten geändert während meiner zwölf Jahre im Journalismus? Der Ekel-Feuilletonist mit den Nacktfotografien und dem offenen Hosenstall wurde gefeuert. Gleichzeitig habe ich von einem älteren Journalisten gehört, der sich nach einer intensiven Mentor-Schützling-Beziehung zu einer jungen Frau nie wieder auf ein solches Modell eingelassen hat. Es hatte zu viele Gerüchte gegeben. Was schade ist, denn er soll ein hervorragender Mentor gewesen sein.

Wenn man im Jahr 2017 schaut, wie viele ältere Journalistinnen gnadenlos ins Schöne gephotoshoppte Profilbilder auf Facebook von «sich» zeigen, um sich besser zu vermarkten, oder wenn man Artikel für Frauen um die fünfzig liest, die mit Fotos von zwanzig- bis dreissigjährigen Frauen bebildert werden, dann scheint mir keine richtige Entspannung eingekehrt zu sein. Auch junge Journalistinnen, die sich den Feminismus nobel – und nicht zuletzt sehr vermarktungsrelevant – auf die Fahnen schreiben, sind mitunter die, welche die vulgärsten Texte schreiben und am stärksten mit ihrer Sexualität kokettieren. Zeig als junge Frau – metaphorisch gesprochen – in Texten deine Muschi und mach ein bisschen einen auf infantil-treudoof dabei, dann wirst du auf jeden Fall gefördert. Das Erfolgsrezept ist ebenso simpel wie sicher.

Die gute Nachricht? Viele Kollegen – in manchen Häusern die meisten – sind anständig. Und es ist wohl auch nicht naiv, daran zu glauben, dass es immer mehr werden, die für ihre Frauen und Töchter an einer besseren Zukunft arbeiten.

Die Frauen entdecken währenddessen die Solidarität. Eine Veränderung der Atmosphäre ist spürbar, die schon vor dem Women's March einsetzte. Man schaut aufeinander, unterstützt sich gegenseitig – und hat begriffen, dass es genug Platz für verschiedene Frauen mit unterschiedlichen Ansichten gibt; im Büro ebenso wie im Feminismus. ○